

durch technische Innovationen auszugleichen. Die Strategie, einen qualitativen technischen Vorteil durch Hochleistungsjäger zu erzielen, erwies sich als ineffektiv, zumal die erhoffte Überlegenheit gegenüber den Alliierten hier nie erreicht werden konnte. Entscheidend blieben letztlich die Produktionszahlen, die in Deutschland durch technische Irrwege konterkariert wurden. Trotz allem entwickelten die Piloten effektive Taktiken, um die begrenzten Ressourcen optimal zu nutzen. Besonders hervorzuheben ist die hohe Bedeutung des Faktors Mensch im Luftkrieg: Eine kleine Elite von 300 „Fliegerassen“ war für mehr als die Hälfte aller Abschüsse verantwortlich. Die heroisierten Piloten, deren Habitus der Verfasser ebenfalls thematisiert, waren jedoch in ständige Konflikte mit der Luftwaffenführung verwickelt. Der Versuch der Piloten, gegen Hermann Göring zu opponieren, zeigt, wie tief die Frustration über die militärischen Fehlentscheidungen reichte.

Jens Wehners stark technik- und taktikorientierte Arbeit hinterlässt einen gemischten Eindruck. Für die militärtechnik- und luftfahrtinteressierte Leserschaft ist die Studie fraglos ein großer Gewinn. In dieser Hinsicht darf sie wohl bis auf Weiteres als *das* Referenzwerk gelten. Dies hat indes eine Kehrseite: Die Arbeit ist an diversen Stellen ausgesprochen technik- und detailverliebt. Das geht auf Kosten wichtiger Themen, die weitgehend ausgeklammert werden, etwa der Luftkrieg an der Ostfront. Auch erfüllt die Arbeit den Anspruch einer kulturhistorisch inspirierten Untersuchung kaum. Sie bleibt hier eher der konventionellen Militärgeschichte verhaftet und hinterlässt mancherlei Leerstellen, die von der künftigen Forschung zu füllen sein werden. Nichtsdestoweniger hilft Wehners Buch, die Mythen über die deutschen Jagdflieger kritisch zu hinterfragen. Es liefert wichtige Einsichten in die technische und taktische Entwicklung der deutschen Luftwaffe und ist gerade in dieser Hinsicht für die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema unverzichtbar.

---

*Stefanie Palm*, Fördern und Zensieren. Die Medienpolitik des Bundesinnenministeriums nach dem Nationalsozialismus. (Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Innenministerien nach 1945, Bd. 7.) Göttingen, Wallstein 2023. 592 S., Abb., € 46,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1103

---

Frederic Schulz, Erfurt

Stefanie Palms Dissertation behandelt die Medienpolitik des Bundesinnenministeriums (BMI) zwischen 1949 und 1970. Die Studie ist Teil eines vom BMI angestoßenen

nen Projekts, in dem zur Aufarbeitung beider deutscher Innenministerien in der Nachkriegszeit geforscht wurde.

Das Erkenntnisinteresse des Buchs zielt darauf ab, nach der personellen Aufstellung sowie den Kontinuitäten innerhalb der Kulturabteilung des BMI zu fragen und dann in zweiter Instanz herauszufinden, wie sich die Arbeit jener Abteilung konkret ausbuchstabierte. Die Verfasserin legt die handlungsleitenden Motive der Akteure im Ministerium, die Medien zu lenken und zu steuern, vor dem Hintergrund einer Öffentlichkeit dar, die sich stark liberalisiert hatte und staatliche Eingriffe in Medien zunehmend kritisch betrachtete. Da die Ministerialbeamten in ihrem „Handeln einen Schwerpunkt auf die Pressepolitik“ legten, bildet dies einen „Kernpunkt“ des Buchs (S. 26). Die Autorin zieht hierfür unter anderem 54 Personalakten von leitendem Personal des BMI heran, die erstmals für das Projekt zugänglich gemacht wurden.

Das Buch gliedert sich chronologisch in vier Großkapitel. Das erste befasst sich mit Gruppenbiografien. Im zweiten Kapitel hebt die Studie darauf ab, wie das BMI die öffentliche Meinung versuchte zu steuern. Hierbei geht es um Gesetzesinitiativen, Zensur, Förderung und Pressecredite. Im dritten Kapitel stehen Konflikte im Fokus, in denen die Ausübung medialer Meinungsfreiheit im Mittelpunkt steht. Das vierte und zugleich schmalste Kapitel geht auf die Krise und folgende Umstrukturierung der sogenannten „Kulturclique“ ein, bis neues Personal die alte Garde ersetzte und die Kulturabteilung 1970 aufgelöst wurde.

Allzu häufig wurde in der Forschung bislang die Bundesregierung in ihrer Medienpolitik als „einheitlicher Akteur“ (S. 31) betrachtet – im breiten Schatten von Adenauer, dem Kanzleramt und dem Bundespresseamt. Dass es sich lohnt, Medien-geschichte und -politik auszudifferenzieren, wird in Palms Studie deutlich. Sie weist nämlich nach, dass das BMI eine „Wagenburgmentalität“ (S. 421) einzunehmen und eine Frontstellung gegenüber liberalen Tendenzen in Gesellschaft und Mediensystem zu behaupten suchte, was innerhalb der Abteilung als aktives Eintreten für den Antikommunismus interpretiert wurde. Als Gralshüter eines autoritären Staatsverständnisses manövrierte sich das BMI aber schrittweise ins Abseits einer bundesrepublikanischen Öffentlichkeit, die sich gegen derartige Praktiken als immun erwies. Die Medienpolitik des BMI war bisweilen auch ein Relikt aus der Weimarer Republik. Die im BMI grundsätzliche Annahme einer starken Medienwirkung war in eigener paternalistischer Logik dafür ursächlich, Pressefreiheit auch einzuschränken.

Die Autorin wirbt mit ihrer Arbeit dafür, den Hodenberg'schen Befund vom „Konsensjournalismus“, der gemeinhin für die ersten Jahre der Bundesrepublik konstatiert wird, stärker zu lockern. Ihre sanfte Revision ist gewinnbringend für zukünftige Mediengeschichtsforschung. Stilistische Vereinfachung an einigen Stellen sowie ein Register hätten den erkenntnisreichen Ausführungen des Buches gut zu Gesicht gestanden. Dennoch gelingt es Stefanie Palm, die „Medienkonflikte und -skandale“ (S. 18) der Nachkriegsgeschichte im Spiegel der Pressepolitik des BMI zu fassen, und sie liefert einen lesenswerten Beitrag zur Mediengeschichte der Bonner Republik.

---

*Andrea Erkenbrecher*, Oradour und die Deutschen. Geschichtsrevisionismus, strafrechtliche Verfolgung, Entschädigungszahlungen und Versöhnungsgesten ab 1949. (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 126.) Berlin/Boston, De Gruyter 2023. VII, 624 S., Abb., € 84,95.

// DOI 10.1515/hzhz-2025-1104

---

Annette Weinke, Jena

Spätestens mit der Wiedervereinigung gewann in- und außerhalb Deutschlands eine Meistererzählung an Popularität, die die Bundesrepublik als internationalen Vorreiter auf dem Gebiet einer selbstkritischen Vergangenheitsaufarbeitung sieht. Jedoch fußte jene Zuschreibung, die vor allem die NS-Strafverfolgung und eine reflexive Erinnerungskultur in den Vordergrund rückt, von Anfang an auf einer nivellierenden Deutung der Nachgeschichte des Nationalsozialismus. So bleibt in deren nationalgeschichtlicher Rahmung ausgeblendet, dass die bundesdeutsche Auseinandersetzung mit NS-Verbrechen nur im größeren Zusammenhang einer transnationalen Verflechtungsgeschichte verstanden werden kann. Darüber hinaus spiegelt das Erfolgsnarrativ eine umfassende Erschließung vor, wo sich in Wirklichkeit auch 80 Jahre nach Kriegsende noch viele weiße Flecken finden lassen.

Andrea Erkenbrechers Untersuchung zur Nachkriegsgeschichte des „Märtyrerdorfes“ Oradour setzt vor diesem Hintergrund gleich in mehrfacher Hinsicht neue Maßstäbe. So rekonstruiert die Autorin nicht nur mit großer Akribie die Kriegsverbrechen vom 10. Juni 1944, als Einheiten der Waffen-SS-Division „Das Reich“ unter dem Befehlshaber Heinz Lammerding durch unterschiedliche Taten insgesamt 643 Einwohner des französischen Ortes massakrierten. Vielmehr bedient sich